

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 2 (1908)

Artikel: Landschaften, Menschen und interieurs vom Gargano [Schluss]
Autor: Wackernagel, Martin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-751137>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wahn, wir sein der Sättigung beflissen“. Dann aber, nachdem der Mensch durch wissenschaftliche Skepsis zur moralischen Selbständigkeit gelangt, ist der Satz nicht mehr bissiger Hohn, sondern ein würdiger Ausdruck des „interesselosen Interesses“: „Der Mühe Reiz ist auch der Mühe Lohn“.

Dieses Leben haben wir noch nicht. Aber dass sich 's Dunkel tragen lerne, brechen durch's Gewölk die Sterne. Und nicht in jener Haltung liegt die Zukunft, über die Nietzsche spottet: „Selig sind die Schläfrigen; denn sie werden bald einnicken.“ Sondern die schauen das Morgenrot der Zukunft, die es wirklich glauben:

Selig sind, die vom Leben träumen; denn sie werden zum Leben erwachen.

ZÜRICH.

DR GOTTFRIED BOHNENBLUST.



LANDSCHAFTEN, MENSCHEN UND INTERIEURS VOM GARGANO.

(Schluss.)

Was die beiden mir nun alles vordeklamiert haben über die Geschichte und Bedeutung von Vieste — „der uralten, heiligen Stadt der Vesta“, wie sie nie versäumten beizufügen — weiss ich nicht mehr, denn in Kurzem war ich schon völlig bis zur Erschöpfung vollgeladen von dem bodenlosen Unsinn, den sie in anhaltendem, schwülstigstem Pathos auf mich losliessen; es war mir unmöglich, auch nur ein Wort mehr ernsthaft aufzunehmen. Dagegen betrachtete ich mit stillem Schrecken das höchst tragikomische, ja eigentlich unheimliche Phänomen dieser zwei ursprünglich wohl ganz intelligenten Köpfe, die hier in der völligen Abgeschlossenheit von allem vernünftigen Umgang sich in die verrücktesten Hirngespinnste verbohrt hatten und in Ermangelung jeder Anerkennung von Aussen, aber auch jedes Masstabs, sich befriedigten in dem hirnwütigsten Grössenwahn, jeder sich selbst und einer den andern vergötternd.

Mir wurde schon ganz schwül in dieser Gesellschaft und das einzige, was mich noch aufrecht hielt und einigermassen beruhigte, war das höchst reizvolle Intérieur, in dem sich unsere Unterredung

abspielte; der grosse Saal, durch dessen vier Fenster man über die Dächer hinweg auf das Meer hinaussah; ringsum lauter gute alte Familienmöbel, freilich durchweg in ganz verkommenem Zustand, aber doch alles einheitlich und echt, wie untereinander und mit den Bewohnern ganz verwachsen. Ein paar venezianische Spiegel und Ahnenbilder an den Wänden, hohe geschweifte Fauteuils mit zerfetzten Seidenstoffen bespannt, die Türen bemalt mit altmodischen Blumensträussen und verblassten goldenen Rokoko-schnörkeln, und an der Decke, von Engeln umschwebt, das grosse Familienwappen.

Trotzdem atmete ich sehr auf, als endlich wieder der Landjäger erschien: das Maultier stehe unten bereit und es sei Zeit abzureisen. Dies gab aber auch der Beredsamkeit meiner Freunde den letzten und höchsten Schwung, und mit abwechselnden Selbstanpreisungen und Schmeicheleien an meine Adresse verstiegen sie sich in die schwindelndsten Hyperbeln. Dazu wurde als Abschiedstrank noch ein Speziallikör des Hauses aufgetragen, ein ganz fürchterlicher dunkelbrauner Saft, den jene beiden wie Zuckerwasser hinunterschlürften; — ich nahm einen Schluck und fühlte mir schon beinahe die Sinne schwinden, konnte nur noch mit lallender Zunge auf alle die bombastischen Abschiedskomplimente des Alten erwidern.

Der hatte mir auch noch einige seiner gedruckten Werke überreicht: eine Tragödie in Versen und verschiedene einzelne Oden und Hymnen auf Fluglättern („Über den Dreyfusprozess“, „An die Garibaldiner in Griechenland“ und dergleichen); der Sohn wollte auch nicht zurückbleiben und führte mich in seine eigene, eine Treppe tiefer gelegene Wohnung, wo es allerdings auf einmal bedeutend dürftiger aussah.

Ein ganz hübsches, aber sehr verkümmert aussehendes Geschöpf, das sich da in der Küche zu tun machte, stellte er mit Tragödienpathos als „*mia adorata sposa*“ (meine angebetete Gattin) vor. Sie getraute sich kein Wort zu sagen — man sah es diesem armen, kleinen Haustierchen so deutlich an, wie sehr sie durch das Übergewicht und die Rhetorik ihres titanischen Gemahls sich fortwährend zerschmettert fühlen musste — und kramte nur eifrig aus einer Tischschublade die gesuchten Drucksachen heraus.

Er selbst wurde beim Abschied von tiefer Rührung erfasst. Tränenden Auges umarmte er mich noch unter der Haustür und küsste mich heftig, indem er einige passende Verse aus seiner neuesten Tragödie zitierte — und nur das energische Dazwischentreten des ungeduldig fluchenden Maultiertreibers machte der Szene schliesslich ein definitives Ende.

STRADA MULATTIERA.

Mein weiterer Reiseplan war folgender: Zurück nach Peschici, wo eine berühmte alte Klosterkirche, Santa Maria di Kálana, zu sehen sein sollte; von da noch denselben Abend wiederum auf Maultierpfaden hinauf nach Vico, um dort die grosse Fahrstrasse zu gewinnen und auf dieser folgenden Tags endlich nach dem Hauptort des Gargano, der Stadt des Erzengels, nach Monte Sant'Angelo, zu gelangen.

Das Reisen zu Maultier ist in diesen bergigen Gegenden entschieden das einzig richtige. Anstatt der weit ausbiegenden Fahrstrasse hat man den direkten Weg immer geradeaus, durch Dick und Dünn, bergauf und bergab; und so ein Maultier geht besser als der beste Fussgänger.

Meines trug an dem breiten Holzsattel symmetrisch aufgebunden meinen Handkoffer und einen grossen Photographenapparat. Ausserdem sass ich selbst zeitweise darauf und hinter mir noch der Treiber; das machte aber alles gar nichts aus, das brave Tierchen lief in der Tat nach dem Ausdruck seines Herrn — „wie eine Taschenuhr“ — so glatt und unverdrossen immer seinen gleichen Trott vor sich hin.

So waren wir denn bald über die breite Hügelzone der Oliven hinaus und über eine flache Talmulde weg bis an den Hauptbergzug herangelangt, stiegen da durch eine von wunderbar üppiger Vegetation erfüllte Waldschlucht hinauf und dann oben immer auf der luftigen Höhe weiter über kahlen Felsboden mit spärlichem windgebeugten Buschwerk und einzelnen Grasflecken, bis endlich vor uns in der Tiefe auf dem äussersten Ende des Gebirgszuges Peschici auftauchte.

Dieses kleine Fischernest, da so prächtig hoch und frei über dem Meer liegt, tat es mir gleich sehr an, mit seinem lustigen Gewinkel ganz schmaler auf- und absteigender Strässchen und

Gässchen — die Hauptverkehrsader, der „Corso Vittorio Emanuele“, hat eine Strassenbreite von vielleicht zwei Meter fünfzig — alles malerisch und originell gebaut, mit kleinen Freitreppen, offenen Loggien und Terrässchen, durchweg blendend weiss getüncht, sauber, voller Sonne und frischen Meerwindes.

Und als ich nun von meinem Vetturino geführt in die Locanda kam, die einen reichlich primitiven, aber doch amüsant primitiven und namentlich so durchaus gemütlichen patriarchalischen Eindruck machte, und man mir oben in einem der Schlafzimmer ein Tischlein mit einem anscheinend ganz frisch gewaschenen Tuch deckte, und eine grosse dampfende Schüssel Maccaroni erschien, und ich da behaglich tafelte am offenen Fenster mit dem grossartigen Ausblick über die sonnenbeglänzten Dächer weg auf das unendliche blaue Meer, da nannte ich Peschici die Perle des Gargano und erklärte der Wirtin, die mir eben einen Korb voll Orangen und gerösteter Mandeln hereinbrachte, ich würde die Nacht dableiben.

So hatte ich denn einmal gemächlich Zeit, brauchte mich auch nicht weiter darüber aufzuregen, dass der Adressat meines Empfehlungsbriefes — Besitzer des alten Klosters, das ich sehen wollte — vor 4 Uhr in seinem Mittagsschlaf nicht gestört werden durfte, und ging einstweilen nach dem Kloster voraus, geführt von einem alten Weib, das in der Locanda als Zimmermädchen und Hausknecht zugleich fungierte, und das meinen schweren Photographenapparat ganz bequem und sicher auf dem Kopf vorantrug, so unheimlich das allerdings aussah auf dem steilen Fusspfad die Berghalde hinunter.

Das alte Benediktinerkloster, jetzt von einem Bauerngehöft und Ökonomiegebäude okkupiert, liegt sehr idyllisch inmitten der Oliven unten in der schattigen Talsohle, nicht weit vom Meer. Es hat eine grosse, sehr alte und merkwürdig gebaute Kirche, davon ein Teil freilich in einen Kuhstall umgewandelt und sehr deturpiert ist. Ausserordentlich reizend und malerisch sieht der alte Klostergarten aus hinter dem Chor, ganz angefüllt von Orangenbäumen und Rosen.

Hier verweilte ich mich in Gesellschaft der zwei hübschen lustigen Töchter des Pächters, die gerne photographiert sein mochten und sich mit mir, so gut es ging, unterhielten, Orangen

essend und unter vielem Gelächter über meine Unfähigkeit, ihren Dialekt zu verstehen — bis endlich der Padrone erschien, zu meiner grossen Überraschung ein feiner junger Herr, dem man die offenbar fast alljährlich aufgefrischte neapolitanische Eleganz und Stadtkultur sehr wohl ansah.

Er war natürlich äusserst liebenswürdig, liess gleich sämtliche Türen aufschliessen, führte mich überall hinein, zeigte mir auch seine eigenen Zimmer im Obergeschoss, die er zur Zeit der Olivenernte bewohnt, und wo es ganz so aussah wie in einem guten, gemütlichen Landhaus aus dem vorigen Jahrhundert.

Wir fanden auch sonstherum noch manches Interessante, von dem er zum Teil selbst nichts gewusst hatte, halbverblichene Renaissance-Fresken im ehemaligen Refektorium, ausrangierte Kapitäle, Inschriften und dergleichen, und erst als es Abend wurde, kehrten wir zusammen ins Städtchen zurück.

Prachtvoll war der Sonnen-Untergang über dem Meer, die Beleuchtung der Felsen und das kühle, baumreiche Tal, durch das unser Weg führte, aber von all dem wollte mein Begleiter nichts wissen; er lamentierte sehr über seine trostlose Existenz in diesem Exil, zu der ihn seit dem Tode des Vaters die Aufsicht über die Familiengüter nötige, über die Ferne von Neapel und den stupiden Umgang mit der „Gesellschaft“ im Ort.

Darin hatte er allerdings auch Recht — „non si vive della bella vista“, vom schönen Panorama allein kann man nicht leben, wie sich in einem ähnlichen Fall der gebildete Bürgermeister eines sehr schön- aber auch sehr ab-gelegenen sizilischen Landstädtchens ausdrückte — und als ich nachher auf dem Corso die sämtlichen in Betracht kommenden Honoratioren von Peschici kennen lernte, erfasste auch mich bei der Vorstellung, beständig und ausschliesslich mit einer solchen Gesellschaft zusammengesperrt zu leben, ein gelindes Grausen.

Als ich spät in die Locanda zurückkam, fand ich da die Situation ziemlich verändert. Ein junges Ehepaar, das Wert darauf legte, allein und ungestört zu sein, war unterdessen angelangt und hatte das schöne Hinterzimmer, wo ich zu Mittag gegessen und für die Nacht ein Bett bestellt hatte, mit Beschlag belegt. So ging mir die Meeraussicht bei Mondschein leider verloren. Dafür fand ich eine sehr angenehme Gesellschaft, einen

„Geometro“ aus Vieste, der einen Landbesitz in der Nähe hatte vermessen müssen, und mich wie einen Kollegen empfing, mir gleich ein Glas Wein einschenkte, mir alles mögliche erzählte, so dass wir bald die besten Freunde waren.

Als dritter Gast erschien schliesslich noch ein Bauer oder Hirte mit den charakteristischen Ziegenfellhosen und dem blauen, unterm Kinn festgebundenen Filzhut. Er trank auch noch ein Glas mit, kroch aber dann bald ins Bett im selben Zimmer, wo wir assen und fing auch sofort an, mächtig zu schnarchen.

Das wirkte auf die Länge ansteckend, so dass auch wir die Tafel aufhoben und uns ins anstossende Honoratioren-Zimmer hinüber zur Ruhe begaben.

Andern Tags punkt 5 Uhr stieg ich wieder aufs Maultier — „La Madonna t'accompagn', e vati in santa pace“ rief mir die Wirtin noch von der Haustür herunter zu — und trat die grosse Tagereise Vico-Monte Sant'Angelo an.

Davon ist nun nicht allzuviel zu erzählen. Der erste Teil des Weges, ganz in der Art von gestern; zweimal über hohe, kahle Bergrücken hinüber und wieder hinunter in schmale Täler voll Oliven und Mandelbäume, endlich steil hinauf nach Vico, einem grossen auffallend zivilisierten Städtchen mit schönem, altem Schloss. Ich war da an einen „Professore“, das heisst einen Lehrer der Gemeindeschule, empfohlen, der mir seine Sammlung prähistorischer Höhlenfunde zeigte, eine selbstverfasste Geschichte von Vico überreichte, und endlich um billiges Geld einen nach Monte zurückfahrenden Wagen verschaffte.

Es war unterdessen trübes Wetter geworden, und ein kalter Wind blies über die grauen, steinigen Höhen weg, über die sich die Strasse hinzog, und so konnte auch die Hauptsehenswürdigkeit dieser Route, das berühmte „Bosco d'Umbria“, ein grosser Eichenwald, der auch noch fast ganz ohne Laub war, wenig zur Geltung kommen.

Wirklich interessant wurde es erst, als endlich gegen Abend auf einem fernen Höhenzug, grau auf grau, aber mit verschiedenen hochragenden Türmen die Silhouette von Monte Sant'Angelo erschien. Und da nun auch gerade ein direkt darauf hinführender Maultierweg die Fahrstrasse kreuzte, liess ich mein Gepäck allein

weiterfahren und machte mich auf, um zu Fuss wie ein rechter Pilger die heilige Stadt zu erreichen.

Freilich hatte ich nicht gedacht, dass ich mich in der Tat damit auf einen wahren Busspfad begeben hatte und merkte es erst, als der Wagen ausser Seh- und Hörweite war. Da ging es denn über ein weites felsiges Hochplateau, auf dem alle Vegetation erstorben zu sein schien (die paar verkrüppelten Büsche hoben sich in ihrer Farbe kaum ab von dem grauen Felsgeröll), die Wolken hingen darauf herunter und die sausenden pfeifenden Windstösse waren das einzige Lebendige in der unheimlichen, düstern Einsamkeit. Der Weg selbst, gewiss für Maultierhufe ganz bequem gangbar, war aber für meinen Begriff so, dass ich mich wunderte, wie es meine Schuhe überhaupt aushielten; abwechselnd zerklüftet, oder mit dem perfidesten eckigen Steingeröll überdeckt, und dann wieder sich gänzlich verlierend in Morast und Sümpfe.

Zum Glück näherte sich nun doch die Stadt mehr und mehr, aber da öffnete sich mit einemmal vor meinen Füßen ganz unerwartet eine tiefe Talschlucht; und anstatt, wie es geschehen hatte, über eine kleine Anhöhe hinauf ans Ziel zu gelangen, hiess es nun, auf einem halsbrecherischen Ziegenpfad in die Tiefe hinunterklettern, unten von Stein zu Stein springend, einen Bach überschreiten, und dann noch als letzte und härteste Demutspforte die wohl dreihundert Meter hohe, dachartig steile Steinhalde sich hinaufarbeiten.

Aber auch dies war endlich überstanden und ich kam, allerdings keuchend, gänzlich aufgelöst und mit zitternden Knien wie ein völlig zerknirschter Sünder am Fusse der wie eine Burg über dem Talrand aufgetürmten Michaelskirche an.

Eine kleine alte Pilgerkapelle mit halbeingestürzten Gewölben steht hier am Wege; auf deren Schwelle ruhte ich denn eine Weile aus und stieg dann endlich das letzte Stück bis auf die Höhe.

IN DER STADT DES ERZENGELS.

Hier fiel ich nun doch gleich sehr aus meiner Rolle. Anstatt nach der heiligen Grotte dirigierte ich mich zunächst, Erfrischung suchend, nach dem Café und dann nach dem Albergo

„della Real Basilica“, wo ich auch mein Gepäck bereits in einem ziemlich anständigen und zu meiner alleinigen Benutzung reservierten Zimmer installiert fand.

Aber bald wurde ich auch schon gemahnt, bei der Sache zu sein.

Von draussen klang, näher und näher, ein dumpfer Chor herauf. Ich lief hinunter, da kamen sie eben vorbei; wirkliche Wallfahrer in langem Zug mit einem hölzernen Kruzifix voraus, alle staubig und schweissbedeckt von der langen Wanderung. Die Männer barhäuptig schon durch die ganze Stadt hindurch, die Weiber tragen das Notwendigste in Bündel geschnürt auf dem Kopf. In der Hand den traditionellen langen Pilgerstab. Sie müssen von weit her sein, sie tragen eine merkwürdig bunte altertümliche Tracht, wie ich nie gesehen.

Aber noch merkwürdiger ist ihr Gesang; weit entfernt von der melodisch rührenden Weise eines „Pilgerchors“ à la „Tannhäuser“. Es ist wie ein heiseres Geheul, rau und wüst, von einer höchst stupiden sinnbetäubenden Monotonie.

Ein blinder, herdenmässiger — um nicht zu sagen viehischer — Fanatismus drückte sich darin aus, es hatte etwas Abstossendes, aber zugleich doch eine erstaunliche, imponierende Ursprünglichkeit und eine ganz elementare Gewalt.

Ich folgte dem Zug, wie er sich durch das enge Strässchen dahinwand, an dessen Ende der schlanke, gotische Glockenturm Karls von Anjou grau vor dem roten Abendhimmel sich erhebt. Unter der Vorhalle der Kirche fielen sie auf die Knie und stimmten eine Art Litanei an, von langen Gebeten, die einer vorsagte, unterbrochen. Es war zu spät, noch in die Kirche hinunterzusteigen. Ich ging statt dessen noch hinaus zum Castello, das eine sehr ausgedehnte Festungsanlage des XV. Jahrhunderts ist, mit gerundeten Bastionen, Brustwehren, Toren und Gräben noch fast unversehrt erhalten. Über die steinerne Brücke wurde eben eine Schafherde durchs Tor hineingetrieben, um im geschützten Raum die Nacht zu verbringen.

An einer Ecke steht, alles Andere durch seine grobe Nachlässigkeit und Kolossalität zu Boden schlagend, aus kaum behauenen Riesenquadern aufgebaut, ein schwarzer, fünfeckiger

Turm, der, wie es heisst, die älteste Burg aus der Zeit der Normannen darstellt.

Mit diesem Bild liess ich es für den Tag genug sein und am folgenden früh begab ich mich nach San Michele.

Man steigt eine lange halbdunkle, in die Felsen eingehauene Treppe hinunter, ein höchst schmutziger, übelriechender Weg, wo an jeder Ecke Bettler und Krüppel, mehr Ekel als Mitleid erregend, sich zur Schau stellen, um Almosen zu heischen, und gelangt in ein kleines Lichthöfchen, aus dem der Eingang in die Grottenkirche führt. Uralte byzantinische Bronzeportale voll eingeritzter und mit Silber ausgelegter Figuren und Inschriften schmücken das Portal, an dessen Schwelle einst Franz von Assisi als Pilger anhielt, sich für unwürdig erklärend, das Innere selbst zu betreten.

Das Bild dieser Kirche ist so malerisch und phantastisch als man es sich nur denken kann. Kaum ein Strahl von Tageslicht fällt in das von Kerzen erhellte Dunkel; wie aus den Felsen herauswachsend steigen vorn hohe gotische Gewölbe auf. Zur Seite aber geht es tief hinein unter die Felsen, von denen fortwährend Wasser heruntertropft. Zuhinterst, von Kerzen umstrahlt und lächerlich bäurisch aufgeputzt, der Altar mit der hochverehrten Alabasterfigur des Erzengels. Da wird auch im Felsboden seine Fusspur gezeigt und die Quelle wundertätigen Wassers, die er hervorgerufen, und hier drängen sich nun die Züge der Pilger. Den ganzen Tag über wird Messe zelebriert, und die Orgel spielt dazu die unglaublichste Karussellmusik, in den Zwischenpausen aber bringen die Pilger dem Heiligen ihre Gebete und Anliegen vor.

Fast unheimlich wirkt das Schauspiel dieser noch völlig mittelalterlichen, barbarischen Glaubensform und Religiosität.

Wie ein Rudel bettelnder Kinder schreien sie alle durcheinander und suchen sich zu übertönen; die Weiber heulend und sich mit beiden Fäusten fortwährend auf die Brust trommelnd, dass es dröhnt. Die Männer gestikulieren mit wildem Ausdruck und fluchen wohl auch dazwischen, damit der Heilige auch ja aufmerksam werde. — Nach einer Weile winkt dann der Priester ab: „Basta, basta! andiamo!“ und die Messe beginnt von neuem.

Ich bekam noch manche interessante Altertümer und Bauwerke zu sehen in Monte Sant'Angelo, und musste mich zuletzt sehr beeilen, auf dem steilsten Maultierweg hinunter Manfredonia, um dort den Abendzug nach der Provinzhauptstadt zu erreichen.

Von der Eisenbahn aus übersah ich zurückschauend noch einmal das Gesamtbild des Gargano. Und schon erschien es mir wieder wie eine ganz fremde, unbegreifliche Welt, was da oben lag, diese aufgetürmten grauen Felsenmassen, die jäh aus der fruchtbaren apulischen Ebene aufsteigen, wie ein plötzlich auftauchendes Stück wilder, riesenhafter Urwelt, und vorstossen, weit hinaus in das Meer.

ROM.

MARTIN WACKERNAGEL.



SCHWEIZER PRESSRUNDSCHAU.

Jeden Tag bringen unsere Zeitungen neue Artikel und Korrespondenzen über den Fall Wassilieff. In meinem Artikel habe ich einige angeführt; als Nachtrag erwähne ich hier die massvollen Betrachtungen des Juristen Mentha im „National Suisse“ (22. Juli), und den temperamentvollen, berechtigten Protest, den J. B. im Abendblatte der „Neuen Zürcher Zeitung“ vom 25. Juli veröffentlicht, gegen die stupiden, bestialischen Drohbriefe an das Bundesgericht. Schade nur, dass J. B. den Gegensatz zwischen der romanischen und der deutschen Schweiz so scharf betont. Dieser Gegensatz ist doch mehr äusserlich; es wäre gefährlich, ihn zu verschärfen; das geographische Moment fällt hier in Betracht. — Noch eins: auf die Rolle der politischen „Taktik“ habe ich in meinem Artikel bereits hingewiesen; diese Ausbeutung des Falles Wassilieff nimmt leider täglich zu, wie man aus dem „Genevois“ und anderen Zeitungen ansehen kann. Um so kräftiger sollten die Patrioten, welches auch ihre Meinung sei, die Diskussion auf ein hohes Prinzip zurückführen.

BOVET.

*

*

*

Immer noch, und wahrscheinlich noch für lange, stehen die Politik und Verwaltung der Bundesbahnen im Vordergrund des Interesses. Die „Züricher Post“ bringt am 15. und 16. dieses Monats einen Artikel über „Schweizerische Eisenbahnpolitik“, dessen Verfasser sich wie unser Mitarbeiter Dr. J. Steiger energisch gegen die regionale Politik gewisser Landesteile wendet, die den Bundesfinanzen grosse Gefahren bringen kann. Das hält die Presse jener Landesteile nicht ab, weiter ihre Politik auf eigene Rechnung zu betreiben. So sucht der „Freie Rhätier“ am 25. und 26. Juli dem Splügen-Projekt neue Freunde zu werben unter Hinweis auf